

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Jessen, Ida

Das Erste, woran ich denke

Roman

Aus dem Dänischen von Angelika Gundlach

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4195
978-3-518-46195-2

suhrkamp nova

Ida Jessen
Das Erste, woran ich denke

Roman

Aus dem Dänischen von
Angelika Gundlach

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel

Det første jeg tænker på

© Ida Jessen & Gyldendal 2006

Umschlagfoto: © Klaus Weddig

„Dieses Projekt wurde mit Unterstützung des
Programms Kultur (2007-2013) der Europäischen Kommission finanziert.

Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung
trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für
die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.“



GD Bildung und Kultur



Kultur

Programm „Kultur“ (2007-2013)
Förderbereich 1.2.2. Literarische Übersetzungen

suhrkamp taschenbuch 4195

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46195-2

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Das Erste, woran ich denke

ERSTER TEIL

1.

Das Erste, woran ich denke, ist Schnee.

Aber was ich dir erzählen will, beginnt in einer ganz anderen Zeit.

o o o

Hvium liegt am Rande des Limfjords da, wo er in einem kurzen, rundlichen Arm nach unten abbiegt und die Strömung fast nicht festzustellen ist. Als ich auf der Hauptverkehrsstraße von Viborg angefahren komme, ist dieser Arm das erste, was ich vom Fjord sehe. Vom Auto aus ähnelt er einem großen, stehenden See hinter den rotbraunen Strandwiesen. Hier weiden Schafe, und ein Stück weiter nach Westen ist eine Koppel, auf der zehn, zwölf Islandpferde weiden. Ich fahre an die Seite und steige aus dem Auto und trinke Wasser. Die Sonne brennt auf den Asphalt und das Autodach. Es ist fast vier und so gut wie kein Verkehr. Die Landschaft ist flach und braungelb, wie von der Sonne versengt, obwohl es den größten Teil des Juli kalt gewesen ist. Die Pferde kommen näher. Sie sind neugierig, aber als ich Gras abreiße und es ihnen hinhalte, wagt sich keines vor. »Schöne Pferde«, locke ich, »kommt und nehmt, herrliches, saftiges Gras.« Sie prusten laut und stampfen, um die Bremsen zu vertreiben, und als eines von ihnen sich vorwagt, folgen die anderen nach. Wir bleiben lange stehen, uns gegenseitig gewissermaßen belauschend. Da ist dieser schnaubende Laut in ihren Nüstern, es ist lange her, daß ich ihn gehört habe.

Fast übersehe ich das Schild nach Hvium. Die Straße ist unansehnlich und schmal und führt an gemähnten Rapsfel-

dern und hier und da einem Hof vorbei. Dann plötzlich liegen weiter vorn Häuser. Ich fahre über einen Eisenbahnübergang, wo ein Haltepunkt und ein Wartehäuschen sind, und komme hinunter an eine Kreuzung. Auf der gegenüberliegenden Seite gibt es einen Konsum und ein rotes Ziegelhaus. Rechts liegt eine Schule, links eine Shell-Tankstelle. Lisa hat mir genau erzählt, wie ich zum Pfarrhof finde, aber ich habe die Beschreibung zu Hause vergessen, und so biege ich nach links ab und komme auf eine ziemlich breite Hauptstraße mit niedrigen, etwas geduckten Häusern mit kleinen, dürftigen Vorgärten. Mehrere von ihnen liegen unter Straßenniveau. Alles macht einen ärmlichen Eindruck. Es gibt nicht viel Schmuck hier, keine Balkone, Gesimse oder Erker, als wäre alles dafür gemacht, scharfen Winden zu trotzen. Ehe ich's mich versehe, bin ich unten an einem kleinen Hafen, wo ein paar flachbodige Prahme und ein paar Freizeitboote vertäut liegen. Hier, an einer Telefonzelle und einem Holzschuppen, endet die Straße.

Ich wende und fahre in der anderen Richtung durch die Stadt, weiter hinaus an der Schule und der Kirche und einem gelb gestrichenen Pflegeheim vorbei. Erst als die Bebauung wieder lichter wird, fällt mir ein, daß der Pfarrhof gar nicht in Hvium liegt, sondern in der Nachbargemeinde Peterslund und daß es an der Kreuzung beim Konsum bestimmt einen Wegweiser dorthin gab. Ich wende wieder und biege in eine schmale Straße mit Makadambelag ein und bin bald außerhalb von Hvium.

Jetzt wird die Landschaft abwechslungsreicher. Die Straße geht aufwärts, immer aufwärts. Linker Hand fallen große Gerstenfelder zum Fjord hin ab, der an dieser Stelle sehr breit ist. Man kann hinüber zur anderen Seite sehen, zu einer Reihe von Windmühlen, die auf einer Anhöhe dort drüben ste-

hen. Das Wasser ist erstaunlich dunkel, viel dunkler als der Himmel, dessen Spiegel es sonst doch ist. Wieder taucht eine Ansammlung von Häusern vor mir auf, und ein Schild gibt an, daß dies Peterslund ist. Insgesamt handelt es sich um zehn, fünfzehn Häuser und kleine Höfe, aber da ist keine Kirche und nichts, das an einen Pfarrhof erinnert, deshalb fahre ich weiter, vorbei an mehreren langen Eichengehölzen und einer seltsamen Ansammlung von Hünengräbern, die da plötzlich auftauchen, wie Beulen auf der Erdoberfläche. Es müssen zwanzig, dreißig oder noch mehr sein, ich fange erst gar nicht an zu zählen. Sie sehen nicht aus wie etwas von Menschenhand Geschaffenes, sondern erinnern an ein geologisches Phänomen wie die falschen Vulkane am Mývatn in Island, und ich nehme mir vor, hierher zu fahren und sie zu fotografieren, bevor ich nach Hause zurückkehre.

Die Straße klettert wieder aufwärts, durch eine lange, ungestutzte Pappelallee, die so schmal ist, daß ich vor einem entgegenkommenden Wagen bis auf den Seitenstreifen ausweichen muß. Mir fällt auf, daß dies das erste Auto ist, dem ich begegnet bin, seit ich Hvium hinter mir gelassen habe. Vor dem Hügelkamm endet die Allee, und hier liegt an einer Kreuzung die Kirche.

Ich biege hinter der Kapelle auf einen Kiesplatz ein, parke und steige aus. Von hier aus kann man an drei Seiten das Wasser sehen, auch wenn man im Osten nur einen vagen Streifen wahrnimmt. Aber es ist da. Die Straßen verlaufen wie schmale graue Bänder durch die gelbe Landschaft. Irgendwo in der Nähe knallt eine Tür zu, und ich gehe dem Geräusch nach um den Kirchengiebel herum und stehe dann in der Einfahrt zum Pfarrhof.

Er besteht aus zwei Flügeln, blendend weiß gekalkt. Mitten auf dem Hofplatz sitzt ein kleines Mädchen auf einem Spiel-

zeugtraktor. Neben ihr, auf einem Brunnendeckel, liegt eine schwarze Katze schlaff und langgestreckt in der Wärme. Ich bleibe kurz stehen und überlege, ob ich zurückgehen und das Auto holen soll, kann mich aber nicht entscheiden, als die Haustür aufgeht und Lisa in Shorts und weißen Holzschuhen auf der Treppe steht.

»Bist du es?« ruft sie freudestrahlend und kommt mit langen Schritten auf mich zu. »Willkommen in Peterslund.«

Sie hat eine Brille bekommen, seit ich sie das letzte Mal gesehen habe, und ihre Haare sind dunkler, ihr Gesicht ist immer noch zart und glatt. Sie ist noch eine junge Frau. Aber ihre Schenkel und Unterschenkel sind voller Krampfadern und Besenreiser. Sie faßt mich um die Schultern und sieht mir forschend ins Gesicht. »Du siehst wie immer unverschämt gut aus«, sagt sie und berührt leicht meine Wange. »Strahlend wie immer. Man sieht es dir nicht an, daß so viel Zeit vergangen ist. Komm mit«, sagt sie, »ich habe hinten im Garten den Teetisch für uns gedeckt. Ich habe mich so darauf gefreut, dich zu sehen.«

◦ ◦ ◦

Frederik und Gustav sind nicht zu Hause, erzählt sie, Gustav ist bei einem Spielkameraden, und Frederik muß etwas im Institut erledigen, aber er wird zum Abendessen zu Hause sein, und er freut sich so darauf, mich zu sehen. Aber jetzt soll ich auf jeden Fall Marie begrüßen. Sie ruft mehrere Male nach dem Mädchen auf dem Spielzeugtraktor, ohne Reaktion, dann dreht sie sich nach mir um und sagt mit einem kleinen Lächeln: »Sie genießt.«

»Laß sie doch«, sage ich. »Wir sollten sie nicht stören.«

»Oh, Marie läßt sich nicht so leicht stören«, antwortet Lisa

und biegt vor mir um die Giebelecke. Wir kommen in einen großen, abfallenden Garten, angelegt mit Rasen, Wegen, Beeten, Büschen und ganz unten einer Lindenallee. Unter einer Blutbuche steht ein Tisch mit einem hellblauen Tischtuch, dessen Ecken von Klammern festgehalten werden. Da steht Tee unter einer Haube und eine Platte mit Gurkensandwiches. Es ist für zwei gedeckt.

»Ein phantastischer Platz, den ihr hier bekommen habt«, sage ich, und Lisa sagt, während sie ihre Holzschuhe auszieht und Gras aus ihnen schüttelt, daß sie sich darüber auch freuen. »Aber heute sieht es auch so aus, als hätten alle Beteiligten all ihre Kräfte aufgeboten, um dich willkommen zu heißen«, sagt sie. »Das Wetter zum Beispiel.«

Sie schenkt Tee ein und hält mir die Platte hin und bietet mir ein Sandwich an, und ich erkenne ihre Art, die Dinge anzufassen, wieder. Es sieht so merkwürdig lose und flatterig aus, als hätte sie keine Kraft in ihren Händen oder als wäre es ihr einfach nicht wichtig. Aber ich habe sie nie etwas fallen lassen sehen. Sie nimmt einen Bissen und streckt sich auf dem Stuhl aus, die nackten weißen Füße vor sich im Gras gespreizt. »Ich bin fertig mit der Predigt für morgen«, sagt sie. »Der Rest des Tages gehört also uns.« Sie beugt sich plötzlich vor und umfaßt hart mein Knie. »Ich hoffe, du bleibst richtig lange. Du hast doch Arbeit mitgenommen? Woran arbeitest du zur Zeit?«

Noch bevor ich antworten kann, sind im Kies hinten am Giebel Schritte zu hören, und als ich mich umdrehe, kommt ein junges Mädchen mit Marie an der Hand über den Rasen.

Sie ist groß und blond und hat eine schöne Figur, in ihrem Nabel blinkt ein kleiner Stein. Trotz der Wärme trägt sie einen langärmeligen Pulli, der weit über die Handgelenke

reicht, und eine äußerst zerzauste Weste aus etwas, das wie Fuchspelz aussieht. Sie gibt mir die Hand und sagt, daß sie Manne heißt und daß sie das Kindermädchen der Familie ist. Nachdem sie sich drinnen eine Tasse für sich und ein Glas Saft für Marie geholt hat, läßt sie sich am Tisch nieder, und sie und Lisa fangen ein längeres Gespräch an, das sich um Dinge dreht, mit denen ich nichts zu tun habe. Ich versuche statt dessen, mit Marie, die auf dem Stuhl neben mir sitzt, in Kontakt zu kommen. Ich erzähle ihr, daß ich Birgitte heiße und daß ich ein paar Tage bei ihnen sein werde, und ich frage sie, ob es ihre Miezekatze gewesen sei, die da draußen im Garten lag. Aber es ist gar nicht so leicht. Marie antwortet, indem sie ihr schwappendes Glas Saft ans Tischende schiebt und schweigend auf Mannes Schoß klettert, von wo aus sie mir einen finsternen Blick zuwirft, bevor sie den Kopf an Mannes Hals versteckt. Es ist ein Gefühl, als hätte ich mich ganz leicht verbrannt. Ich warte auf eine Pause im Gespräch und frage dann, ob jemand etwas dagegen hat, wenn ich aufstehe. Ich möchte gern meine Sachen einräumen. Lisa schickt sich an, mich hinaufzuführen, aber ich sage, ich kann mich gut allein zurechtfinden. Sie muß mir nur den Weg sagen.

Mein Zimmer ist oben, im Giebel, der zum Garten hin liegt. Um dorthin zu kommen, muß man durch einen Dachboden, in dem eine einfache Birne an einer Schnur von der Decke hängt und Schränke und Eßtische unter den Hahnenbalken stehen, sicher Hinterlassenschaften von Lisas Vorgängern. Das Zimmer ist klein und sehr hell, mit einem Handwaschbecken in der Ecke. Lisa hat einen Strauß Erbsenblüten auf den Nachttisch gestellt, und auf der Glasplatte unter dem Spiegel stehen zwei Flaschen Sodawasser.

Ich bekomme das Gefühl, daß ich hier vielleicht arbeiten könnte. Ich lege den Koffer aufs Bett und öffne ihn, nehme

aber nichts heraus. Das Fenster steht offen, und ab und zu werden die Stimmen aus dem Garten mit einem Lufthauch hereingetragen. Nach einiger Zeit höre ich ein Auto auf den Hofplatz einbiegen und kurz darauf Schritte im Kies und eine hohe Kinderstimme. Das müssen Frederik und Gustav sein, die nach Hause gekommen sind. Ich wasche mir die Hände und gehe, nachdem ich mir vor dem Spiegel in beide Wangen gekniffen habe, hinunter.

In den Zimmern ist niemand. Ich durchquere zwei und komme in das dritte, ein Gartenzimmer mit einer Glastür, und als ich auf die Terrasse hinaustrete, werde ich von der Sonne beinah geblendet und bleibe stehen. Jetzt sitzt niemand am Tisch. Frederik und Lisa stehen an der Pforte und reden mit einer älteren Dame. Manne und Marie sind nicht zu sehen, aber über den Rasen kommt in vollem Tempo ein kleiner Junge angelaufen, der etwas in der ausgestreckten Hand hält. »Das ist ein Grobian!« ruft er. »Paß auf, der ist gefährlich.«

Direkt vor mir bleibt er stehen und lacht. »Du hast daran geglaubt, was?« sagt er und lacht laut. »Das ist nur mein Pikachu.« Seine Haare sind kreideweiß von der Sonne und sehr kurz geschnitten, und es ist, als ob alles aus ihm strömt und funkelt.

»Ich zeige dir meine Höhle, wenn du willst«, sagt er, jetzt ganz ernst, »aber die stinkt ganz furchtbar.«

Er zieht mich ganz nach unten in den Garten, durch die Allee und über eine kleine Treppe zwischen zwei Bäumen auf einen niedrigen Wall, unterhalb liegen die Felder und die Hünengräber. Er nimmt meine Hand, und wir bahnen uns einen Weg unter niedrighängenden Ästen und durch Kleinbüsch.

»Geh einfach rein«, sagt er stolz. »Da ist sie!« Die Höhle ist

aus einer umgekippten Tanne gebaut, an die er Äste gelegt hat. Er ist schon darin verschwunden, und jetzt ruft er nach mir. Ich stecke den Kopf in das Dunkel. Die weißen Haare leuchten darin, ebenso wie seine Augen, als er kurz den Kopf dreht und mich ansieht. Es riecht tatsächlich faulig.

»Hast du sie selbst gebaut?« frage ich.

»Ja, und Asmund hat mir geholfen«, sagt er, er kniet, mit dem Rücken zu mir, in seiner Höhle.

»Wer ist Asmund?« frage ich.

»Das ist mein Freund.«

»Wie toll die ist«, sage ich.

»Willst du ein Geheimnis hören?« fragt er plötzlich, und ich nicke. Dann setzt er eine pfiifige Miene auf. »Haha. Du darfst es gern hören – aber jetzt noch nicht. Du mußt warten ...«, er überlegt kurz, »bis übermorgen. Bis zu meinem Geburtstag.« Er schweigt einen Augenblick, dann fügt er mit ausgelassen gezielter Stimme hinzu: »Es ist *absolut* göttlich.«

◦ ◦ ◦

Ich bin gespannt darauf, Lisas Mann wiederzusehen. Frederik. Unsere Bekanntschaft basiert auf wenigen und kurzen Begegnungen, denn wir haben uns nicht sehr oft gesehen, seit die beiden ihre Kinder bekommen haben. Aber ich mag ihn. Er hat eine sanfte, zurückhaltende Art von Humor und wirkt entspannt und unkompliziert, ganz anders als die Männer, mit denen ich gewöhnlich umgehe. Jedesmal, wenn ich ihn treffe, durchzuckt es mich vor Freude und Wohlgefühl, und wir haben immer etwas gefunden, worüber wir lachen können, kaum daß wir uns sehen. Als wir zu Tisch gehen, sorgt er dafür, daß wir nebeneinandersitzen. Lisa hat Lammkeule gemacht mit kleinen, weißen Kartoffeln dazu, und zum Dessert

gibt es Obstgrütze. Ich wundere mich darüber, wie sie die Zeit gefunden hat, all das zu machen, mitten in Predigten und all dem anderen, aber sie zuckt nur die Achseln. »Das ist nichts«, sagt sie.

Aber Frederik wirkt müde. Es ist nicht derselbe Schwung in ihm wie sonst. Ich merke, daß er sich anstrengt, um freundlich zu sein, und ich tue es ihm gleich. Ich frage ihn nach seinem Job und nach Dingen, von denen ich annehme, daß sie ihn interessieren, aber erst gegen Ende der Mahlzeit finden wir langsam einen gemeinsamen Ton. Beim Abwasch reden wir von dem großen schwedischen Nachkriegsmodernisten Peder Sjögren, den zu lesen er mir einmal geraten hat, und das versetzt uns beide in gute Stimmung. »Wie geht es eigentlich mit *deinem* Job?« will er wissen. Ich erkläre ihm, daß ich gerade in der Anfangsphase eines Buches bin, und damit gibt er sich zufrieden. Er ist nicht der Typ, der nachbohrt. »Dann ist eine Luftveränderung gut«, sagt er freundlich, und ich sauge seine Worte in mich ein. So einfach läßt es sich ja ausdrücken. Es ist nur eine Frage der Augen, die sehen, und im Augenblick leihe ich gern die von anderen.

Nach dem Abwasch gehen Lisa und ich in das mittlere Zimmer. Die Türen stehen zum Garten hin offen, aber man spürt, daß es August ist. Sobald die Schatten kommen, verschwindet die Wärme, und keiner von uns hat Lust, draußen zu sitzen. Ich frage sie nach Frederik, ob er sehr viel zu tun hat und so weiter, aber Lisa zuckt die Achseln. Er hat immer viel zu tun, sagt sie, aber er kümmert sich so gut um die Kinder, wenn er zu Hause ist, und sie will nicht klagen. Ich weiß, daß ich, wenn ich richtig frage, auch eine richtige Antwort bekomme, aber dazu habe ich keine Lust. Ich denke, ich werde mich in den wenigen Tagen, die ich hier sein werde, bedeckt halten. Ich werde jeden Tag ordentliche Spaziergänge machen, lesen und es ruhig angehen lassen.

»Was für ein lustiger Junge Gustav ist«, sage ich statt dessen. »So lebhaft und voller Worte. Es sprudelt aus ihm.«

»Ja, er ist ein Schatz«, sagt Lisa, während Stolz in ihrem Gesicht aufleuchtet. »Das sagen sie auch in der Schule. Aber jetzt haben sie ihre Mühe mit ihm.«

»Inwiefern?«

»Er langweilt sich. Er konnte lesen, bevor er in die Vorschulklasse kam, und jetzt habe ich manchmal Angst, daß er die anderen stört.« Aber vermutlich ist die Angst doch nicht so groß, denn sie lacht, während sie das sagt.

Ich frage auch nach Manne, dem Kindermädchen, die hier wie zu Hause ist. Ja, sie ist Gold wert, sagt Lisa, man kann es nur genießen, solange sie da ist. Manne hat ein Sabbatjahr genommen, aber sobald sie weiß, was sie wirklich will, werden sie wohl nicht länger mit ihr rechnen können, und dann wird es schwer. Die Kinder sind so eng mit ihr, besonders Marie, die es sonst nicht immer leicht hat.

»Sie hätte eigentlich nach den Sommerferien mit der Schule anfangen sollen, aber uns wurde geraten, sie noch ein Jahr im Kindergarten zu lassen«, erklärt sie. »Damit sie noch Zeit zum Wachsen hat.«

»Das passiert sicher bei vielen Kindern«, deute ich vorsichtig an.

»Ja, ja«, Lisa schüttelt den Kopf. »Ich weiß, ich habe nur das Gefühl, daß sich hier nichts herauswächst.«

»Stimmt etwas nicht bei ihr?«

»Nein. Nein. Nein, das glaube ich nicht. Sie spricht nicht ganz sauber.« Lisa runzelt die Brauen. »Die Pädagogen sagen, sie ist viel zuviel für sich. Die anderen Kinder werden ungeduldig. Aber sie sagen, daß Marie offensichtlich wirklich am liebsten für sich sein will. Und das kann ich nicht verstehen. Kinder wollen doch miteinander spielen. Oder nicht? So lernt

man das doch. Oder nicht? Aber Marie, die kennt kaum den Unterschied zwischen gestern und heute. Darüber reden wir normalerweise nicht«, sagt sie schnell. »Wir wollen sie nicht abstempeln. Sie soll so viele Chancen haben wie möglich.«

»Ich finde, Marie wirkt völlig normal«, sage ich langsam. »Sie ist vielleicht ein bißchen phlegmatisch. Aber sind Kinder das nicht oft? So verträumt, ohne Bezug nach außen, nicht an anderen interessiert. Ich meine, das war bei mir auch so, ich wollte auch in Ruhe gelassen werden und allein sein.«

»Du«, lacht sie freudlos. »Du warst ein Wind.« Hier unterbricht sie sich. »Ich weiß nicht, warum ich plötzlich hier sitze und das alles erzähle«, sagt sie, sich beinahe zurechtweisend. »Es wird ja sicher alles gutgehen. Aber wenn ich dich sehe, quillt es einfach aus mir heraus. Vergiß es. Vergiß alles, was ich gesagt habe. Willst du?«

»Du bist vielleicht müde«, sage ich.

»Was ist mit dir?« fragt sie und sieht mich von der Seite an. »Bist du müde?«

»Ein bißchen«, räume ich ein.

»Kannst du arbeiten?«

Ich schüttele den Kopf, und Lisa wird still. Die Sache ist die, daß ich seit mehreren Monaten meine Gedanken nicht habe sammeln können. Ob ich mich an den Schreibtisch setze oder umhergehe und andere Dinge tue, meine Gedanken stürzen in alle Richtungen davon. Von einer meiner Freundinnen, die auch findet, daß ich zu dünn geworden bin, habe ich gehört, daß das Anzeichen von Depressionen sind. Ich habe versucht, mich selbst zu überreden und unter Druck zu setzen, ja, irgendwann habe ich sogar eine Stoppuhr gekauft, um mich zu zwingen, mich mindestens eine Stunde am Stück zu konzentrieren. Aber nicht einmal das hat gewirkt. Ich weiß nicht, was das heißt, aber ich spüre, wie amputiert und hoffnungslos das Dasein wird, wenn man nicht arbeitet.

»Was ist mit dir, kleiner Furz?« sagt sie schließlich. So haben wir einander von klein auf genannt. Zunächst war das sicher als Schimpfwort gemeint, aber so klingt es nicht mehr. Mir steigen Tränen in die Augen.

»Ich mache im Augenblick alles kaputt«, sage ich. »Gestern morgen war es mein Küchenschrank, der ist runtergefallen. Alle Gläser sind zerbrochen. Vor drei Tagen habe ich die Waschmaschine ruiniert. Ich habe auch Löcher in mein neues Sofa gebrannt. Alles, was ich anrühre, geht kaputt.«

»Ich habe es dir angesehen«, sagt sie mitfühlend. »Und der Brief, den du mir geschickt hast, da warst du wohl auch nicht ganz auf der Höhe. Es ist gut, daß du rübergekommen bist.«

Ich antworte nicht.

»Kannst du nicht bleiben? Wer sagt, daß du in zwei Tagen wieder nach Hause mußt?«

»Das ist nicht mein Zuhause«, sage ich. »Es ist eures. Es ist anstrengend, Gäste zu haben.«

»Du bist kein Gast«, sagt sie, und ich lache.

»Nein, ich meine es ernst. Es könnte so gemütlich sein.« Sie beugt sich vor und legt ihre große, weiche Hand auf mein Knie. »Ich brauche dich hier. Dann hätten wir Zeit zum Reden. Ich habe dich in den letzten vier, fünf, sechs Jahren ja kaum gesehen.«

»Ich könnte vielleicht auch etwas mithelfen«, schlage ich zögernd vor, und Lisa kichert.

»Willst du hier Hausmädchen sein?« fragt sie. »Nein, wirklich, Birgitte! An so was sollst du gar nicht denken.« Sie schweigt kurz, überlegt. »Du kannst in die alte Küsterwohnung auf der anderen Straßenseite ziehen.«

»Das kann ich nicht.«

»Doch, das kannst du. Sie ist tipptopp in Schuß, sie ist möbliert, und da wohnt keiner. Wir benutzen sie oft, wenn Leute